

*Horst Pöttker*

## Beschleunigung und Verlangsamung als Faktoren historischer Wahrnehmung

Die Publizistik der März-Revolution aus den  
Perspektiven von 1968 und 1998

Mit welcher Vergangenheit wir uns befassen und wie das geschieht, hat immer auch selbst Geschichte. Was uns an der Vergangenheit auffällt, was wir an ihr entdecken und was nicht, verändert sich mit der Zeit, weil es mit unseren aktuellen Erfahrungen und Interessen zu tun hat. Um sich bewusst zu machen, wie abhängig von der Gegenwart historische Einsichten sind, um also der Bedingtheit und Relativität dessen inne zu werden, was wir Geschichte nennen, kann es nützlich sein, dem Wandel der eigenen Beschäftigung mit einem historischen Gegenstand nachzuspüren. Im Folgenden möchte ich zeigen, wie bestimmte Strukturmerkmale der Epoche, von der aus wir Geschichte ins Auge fassen und konstruieren, Auswahl und Betrachtungsweise historischer Gegenstände prägen können. Unser Blick ist besonders geschärft für Seiten der Vergangenheit, zwischen denen und der Gegenwart strukturelle Ähnlichkeiten bestehen. Strukturmerkmale, die die historische Wahrnehmung aufgrund der Parallelität von Epochen prägen, können auch Beschleunigung und Verlangsamung sein.

### *I. 1968ff: Eine Zeit der Beschleunigung*

Am Beginn des 21. Jahrhunderts bestimmt die Kohorte der zwischen 1940 und 1950 Geborenen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft die Geschehnisse der deutschen Gesellschaft. Die zurecht als ›Achtundsechziger‹ gekennzeichnete Kohorte, zu der der Verfasser gehört, steht deshalb im besonders scharfen Licht der kritischen Öffentlichkeit, die die prominenten Symbolfiguren einem permanenten Rechtfertigungsdruck hinsichtlich ihrer ›wilden Vergangenheit‹ in den Jahren 1968 und folgende aussetzt.

Zeit der Gewalt und der Zerstörung bewährter Institutionen, nachholende Auseinandersetzung mit den verdrängten Verbrechen der NS-Herrschaft, überfällige Demokratisierung und Modernisierung der westdeutschen Republik, die der politischen Kultur Ostdeutschlands bis heute fehlen: wie immer diese Jahre aus den Blickwinkeln unterschiedlicher Traditionen und Interessen heute beurteilt werden mögen, über eines ihrer Merkmale gibt es keinen Streit: es war eine *Zeit beschleunigten* politischen und sozio-kulturellen Wan-

dels, in der während des Wirtschaftsaufbaus Vernachlässigtes mit hoher Geschwindigkeit nachgeholt wurde und im Laufe der fünfziger und frühen sechziger Jahre aufgebaute Spannungen sich entluden.

Es wäre falsch, die mit der Jahreszahl 1968 markierten Veränderungen in allen Bereichen der Gesellschaft als Umsturz oder auch nur revolutionäre Zäsur zu begreifen, dazu zogen sich diese Veränderungen, die im übrigen die wirtschaftliche und rechtliche Grundstruktur Westdeutschlands unangetastet ließen, zu lange hin, nämlich durch die ganzen siebziger Jahre. Aber um einen merklichen *Entwicklungsschub*, einen durch aufgestaute Bedürfnisse angetriebenen *Tempowechsel* der sozialen Evolution handelte es sich schon, der an einer Reihe prägnanter Ereignisse wie an ruckartigen Zeigerbewegungen in dieselbe Richtung kenntlich ist.

Es liegt nahe, dass diese von Teilen der Achtundsechziger selbst sogar als revolutionärer Umsturz gedachte Beschleunigung das Interesse damaliger Publizisten und Wissenschaftler an Epochen weckte, in denen sich infolge aufgestauter Spannungen und Bedürfnisse ebenfalls evolutionäre Tempoerhöhungen oder sogar revolutionäre Umbrüche vollzogen. Zu diesen Epochen gehören in Deutschland die Jahrzehnte nach 1818, in denen die Fürsten durch die Karlsbader Beschlüsse einen Stillstand der auf Einheit und politische Mitsprache des Bürgertums gerichteten Entwicklung an der Oberfläche der Herrschaftsverhältnisse erzwungen hatten, unter der es in dieser Zeit des Vormärz freilich heftig gärte, bevor es im März 1848 zur revolutionären Entladung der Spannungen und zu einer vorübergehenden Beschleunigung der – nach 1849 dann allerdings größtenteils wieder rückgängig gemachten – Demokratisierung kam.

Auch aufgrund dieser Strukturähnlichkeit, nicht nur wegen inhaltlicher Affinitäten, nimmt es nicht wunder, dass die Epoche des Vormärz und der Revolution von 1848/49 in den Jahren nach 1968 ein beliebtes Forschungsfeld in der Literatur- und Publizistikwissenschaft war. Als Beispiel für dieses intensive Interesse sei hier nur Walter Hömbergs 1975 erschienene Dissertation über die Kommunikationsstrategie des Jungen Deutschlands genannt. Um über die Auswahl dieses Gegenstandes hinaus den Einfluss der Beschleunigungsjahre nach 1968 auf die Erinnerung an die Publizistik der März-Revolution zu verdeutlichen, sei mir mein eigener Umgang mit deren Flaggschiff als Beispiel gestattet.

## *II. Die Neue Rheinische Zeitung aus der Sicht der frühen siebziger Jahre*

Meine erste Veranstaltung als akademisch Lehrender war der *Neuen Rheinischen Zeitung* gewidmet. Anfang der siebziger Jahre übertrug mir das Akademische Auslandsamt der Universität Freiburg i. Br. die reizvolle Aufgabe, Studierenden aus den europäischen Nachbarländern etwas über die politische

Kultur Deutschlands und ihre Traditionen beizubringen. Das Schicksal des berühmten, von Karl Marx und Friedrich Engels nach hoffnungsvoller Rückkehr aus dem Exil gegründeten ›Organs der Demokratie‹ schien mir dafür ein geeigneter Gegenstand. Die zuerst am 1. Juni 1848 erschienene Zeitung musste bekanntlich schon nach einem Jahr ihr Erscheinen wieder einstellen, als die demokratische Umwälzung ziemlich im Sande verlaufen war.

Aber wir diskutierten auch, was *in* dieser Zeitung über den kläglichen Verlauf der Revolution zu lesen war, woraus wir Schlussfolgerungen für die brüchige Entwicklung der damaligen Gegenwart zu ziehen versuchten. Als Textgrundlage diente eine Auswahl von Artikeln aus der *Neuen Rheinischen Zeitung*, die im Dietz-Verlag, Berlin (Ost), Hauptstadt der DDR, erschienen war (vgl. Marx/Engels 1971). Darin hatten wir beispielsweise folgendes Zitat aus einem Bericht von Engels über die Verhandlungen des Professorenparlaments in der Paulskirche gefunden:

Seit 14 Tagen besitzt Deutschland eine konstituierende Nationalversammlung, hervorgegangen aus der Wahl des gesamten deutschen Volkes. [...] Der erste Akt der Nationalversammlung mußte sein, diese Souveränität des deutschen Volkes laut und öffentlich zu proklamieren. Ihr zweiter Akt mußte sein, die deutsche Verfassung auf Grundlage der Volkssouveränität auszuarbeiten [...]. Die deutsche Nationalversammlung hat nun schon ein Dutzend Sitzungen gehalten und von dem allen nichts getan. Dafür hat sie aber das Heil Deutschlands durch folgende Großtaten sichergestellt: Die Nationalversammlung erkannte, daß sie ein Reglement haben müsse, denn sie wußte, wo zwei oder drei Deutsche zusammen sind, da müssen sie ein Reglement haben. (Marx/Engels 1971, S. 46)

Wenn uns diese Bemerkung gerade damals nicht inaktuell erschien, übrigens hinsichtlich der politischen Kultur beider Deutschlands und auch mancher Teile der Studentenbewegung, hatte das sicher auch mit den ungeduldigen Erwartungen der Beschleunigungsjahre zu tun – denen von 1848 und denen von 1968 ff.

Der von Kurt Hager eingeleiteten Textauswahl war Friedrich Engels' Rückblick auf »Marx und die ›Neue Rheinische Zeitung‹ 1848–1849« (Marx/Engels 1971, S. 31–40) aus dem Jahre 1884 vorangestellt, dem wir Fakten wie die Namen der sieben Redakteure (neben Marx und Engels noch Heinrich Bürgers, Ernst Dronke, Georg Weerth, Ferdinand Wolff und Wilhelm Wolff), die Charakterisierung der redaktionellen Organisation als »einfache Diktatur von Marx« (Marx/Engels, S. 35), die (unbewusste) Orientierung am Vorbild von Jean-Paul Marats vorandrängendem Revolutionsorgan *L'Ami du peuple* (1789–92), die beiden Hauptpunkte des politisch-publizistischen Programms der Zeitung, nämlich »Einige, unteilbare, demokratische deutsche Republik und Krieg mit Rußland« (Marx/Engels 1971, S. 35), oder die Auflagenhöhe von im Mai 1849 6.000 Abonnenten entnehmen konnten. Übrigens ein beachtlicher Publikumserfolg, wenn man bedenkt, dass die bereits seit 1802 erschienene liberal-bürgerliche *Kölnische Zeitung* auch nicht mehr als 17.000,

Engels zufolge sogar nur 9.000 Abonnenten hatte. Wie er hier untertreibt, mag Engels den Publikumserfolg der *Neuen Rheinischen Zeitung* allerdings überschätzt haben.

Dass Engels das ›Organ der Demokratie‹ aus dem Abstand von 35 Jahren idealisiert hat, zeigt seine Behauptung: »Keine deutsche Zeitung, weder vorher noch nachher, hat je die Macht und den Einfluß besessen, hat es verstanden, so die proletarischen Massen zu elektrisieren wie die ›Neue Rheinische‹.« (Marx/Engels 1971, S. 40)

Dahingestellt bleiben muss auch, ob Engels sich richtig erinnert hat, wenn er behauptete:

Wir mußten eben nach Köln gehen und nicht nach Berlin.[...] In Berlin herrschte das elende preußische Landrecht, und politische Prozesse kamen vor die Berufsrichter; am Rhein bestand der Code Napoléon, der keine Preßprozesse kennt, weil er die Zensur voraussetzt [...] am Rhein hatten wir unbedingte Preßfreiheit – und wir haben sie ausgenutzt bis auf den letzten Tropfen. (Marx/Engels 1971, S. 34)

Von unbedingter Pressefreiheit am Rhein konnte schon deshalb keine Rede sein, weil die Zeitung während des Belagerungszustands von Köln zeitweilig suspendiert wurde und die Redaktion Durchsuchungen ihrer Räume und ihrer Post sowie untersuchungsgerichtliche Vernehmungen, ja Strafprozesse wegen Verleumdung staatlicher Autoritäten über sich ergehen lassen musste.

Was uns damals aber am meisten beschäftigte, war die publizistisch-revolutionäre Strategie der Zeitung, der eine bestimmte Vorstellung von der besonderen Klassenentwicklung in Deutschland zugrunde lag. Engels hat diese Vorstellung und die aus ihr folgende Strategie rückblickend so formuliert:

Die deutsche Bourgeoisie, die eben erst ihre große Industrie zu begründen anfang, hatte weder die Kraft noch den Mut, noch die zwingende Nötigung, sich die unbedingte Herrschaft im Staat zu erkämpfen; das Proletariat, im gleichen Verhältnis unentwickelt, herangewachsen in vollständiger geistiger Knechtung, unorganisiert und noch nicht einmal fähig zu selbständiger Organisation, besaß nur das dumpfe Gefühl seines tiefen Interessengegensatzes gegen die Bourgeoisie.[...] Damit war uns, als wir in Deutschland eine große Zeitung gründeten, die Fahne von selbst gegeben. Es konnte nur die der Demokratie sein, aber die einer Demokratie, die überall den spezifisch proletarischen Charakter im einzelnen hervorhob, den sie noch nicht ein für allemal aufs Banner schreiben konnte. Wollten wir das nicht, wollten wir nicht die Bewegung an ihrem vorgefundenen, fortgeschrittensten, tatsächlich proletarischen Ende aufnehmen und weiter vorantreiben, so blieb uns nichts, als Kommunismus in einem kleinen Winkelblättchen dozieren und statt einer großen Aktionspartei eine kleine Sekte stiften. Zu Predigern in der Wüste waren wir verdorben. (Marx/Engels 1971, S. 33 f.)

Man kann sich vorstellen, welche Diskussionen sich aus der Konzentration unserer Lektüre auf solche Texte ergaben: es waren politische Diskussionen über die ökonomische und kulturelle Verspätung Deutschlands und die Notwendigkeit einer nachholenden revolutionären Beschleunigung seiner Ent-

wicklung. Dass diesem Erkenntnisinteresse auch die Beschleunigung der Jahre nach 1968 zugrunde lag, für die wir in Engels' Analyse gleichzeitig eine Begründung oder Rechtfertigung sahen, ist uns damals nicht bewusst geworden.

### *III. Drei Jahrzehnte später: Medienwandel und die Frage nach der journalistischen Professionalität*

Tempora mutantur. Drei Jahrzehnte nach 1968 sind nicht nur die Verhältnisse andere, mit ihnen haben sich auch die Erkenntnisinteressen und -perspektiven verschoben. Seit der Öffnung des Rundfunks für privat-kommerzielle Programmanbieter und der breiten Nutzung des Internets erleben wir einen Medienwandel von kultureller Tragweite, der sich trotz seiner populären Charakterisierung als ›Umbruch‹ eher allmählich, jedenfalls als evolutionärer Prozess vollzieht. Wenn es hier ruckartige Beschleunigungen oder Schübe gegeben hat, dann fanden sie Mitte der achtziger und Mitte der neunziger Jahre statt. Besorgte Beobachter befürchten, dass dieser Medienwandel die professionellen Traditionen des Journalismus schwächen, wenn nicht zerstören wird. Das betrifft mich insofern, als ich heute nicht mehr Ausländern die prekären Traditionen deutscher Politik zu erläutern habe, sondern mich im Diplomstudiengang Journalistik der Universität Dortmund bemühe, künftigen Journalisten ihren Beruf näher zu bringen.

Kein Wunder, wenn mir an der *Neuen Rheinischen Zeitung* anderes auffällt als vor drei Jahrzehnten. Gemäß der Herausforderung des Medienwandels an den Journalismus steht für mich heute die Frage nach der journalistischen Professionalität ihrer Mitarbeiter im Vordergrund. Ich frage mich beispielsweise, ob es tatsächlich nur auf ein politisches Kalkül der Machtgewinnung oder -erhaltung zurückzuführen ist, dass Marx und Engels so viel daran lag, mit ihrer Zeitung bei einem großen Publikum anzukommen, oder ob das nicht auch aus dem *beruflichen Drang* der beiden genuinen Journalisten erklärt werden muss, Öffentlichkeit herzustellen.

Dass die beiden Begründer des wissenschaftlichen Journalismus, wenn sie überhaupt einen Beruf hatten, Journalisten waren, geht u. a. aus mehreren Briefen von Engels an August Bebel hervor. Dort liest man:

Abhängig zu sein, selbst von einer Arbeiterpartei, ist ein hartes Los. Und auch abgesehen von der Geldfrage, ist es eine unfruchtbare Stellung für jeden, der Initiative hat, Redakteur eines der Partei gehörigen Blatts zu sein. Darüber waren Marx und ich von jeher einig, daß wir nie eine solche Stellung annehmen, nur ein auch von der Partei selbst pekuniär unabhängiges Blatt haben könnten. (Fetscher 1969, S. 234)

Und auch eine Stelle aus Marx' Verteidigungsrede im ersten Presseprozess gegen die *Neue Rheinische Zeitung* spricht dafür, dass der dreißigjährige Chefredakteur mindestens ebenso professioneller Journalist wie kommunisti-

scher Politiker war. Zur Verteidigung der Pressefreiheit hat er am 14. Februar 1849 vor Gericht gesagt:

Einmal ist es die Pflicht der Presse, für die Unterdrückten in ihrer nächsten Umgebung aufzutreten. Und dann, meine Herren, das Gebäude der Knechtschaft hat seine eigentliche Stütze in den untergeordneten politischen und sozialen Gewalten, die unmittelbar dem Privatleben der Person, dem lebendigen Individuum gegenüberstehen. Es reicht nicht hin, die allgemeinen Verhältnisse und die obersten Gewalten zu bekämpfen. Die Presse muß sich entschließen, gegen diesen Gendarm, diesen Prokurator, diesen Landrat in die Schranken zu treten. (Fetscher 1969, S. 175)

Iring Fetscher hat diese Texte bereits 1969 gut zugänglich gemacht, und sie sind mir seitdem bekannt. Aber erst mit dem Medienwandel, der die journalistische Professionalität peu à peu in Frage stellt, ist mir klar geworden, dass auch schon Engels und Marx der liberalen, etwa vom Bundesverfassungsgericht vertretenen Auffassung von der demokratischen Aufgabe des Journalismus als einer unabhängigen ›vierten Gewalt‹, die eine Kontrollfunktion erfüllt, indem sie konkrete Missstände recherchiert und an den Tag bringt, sehr nahe waren.

Man kann die beiden Protagonisten der revolutionären Beschleunigung sogar als Verbündete bei den Bemühungen gegen den sukzessiven Verfall dieser Berufsauffassung infolge des Medienwandels betrachten. Im Grund der Kultur wurzeln Ideen, die das Auf und Ab von Beschleunigung und Verlangsamung überdauern. Die Idee des Journalismus als eines Wächters, der das Individuum und die Gesellschaft schützt, indem er Probleme bekannt macht und dadurch zu ihrer Lösung beiträgt, gehört offenbar dazu.

#### *IV. Verlangsamung als Voraussetzung für Kritik an der Beschleunigung: Die Neue Rheinische Zeitung als Beispiel scheiternder Revolutionspublizistik*

In einer Zeit der Verlangsamung, wie sie auf Umbrüche wie die Revolution von 1848 oder die deutsche Vereinigung von 1990 zu folgen pflegt, schärft sich der kritische Blick für die problematischen Seiten solcher Beschleunigungsepochen. Ein Jahrzehnt nach dem Verwelken der publizistischen Blüte in den letzten Monaten der DDR erkenne ich auch an der *Neuen Rheinischen Zeitung* etwas, das durch Engels' Idealisierung des ›Organs der Demokratie‹ leicht in Vergessenheit gerät. Das Blatt war keineswegs ein Unikat, ja nicht einmal ein besonders herausragendes radikaldemokratisches Periodikum. Vielmehr schossen im Frühjahr 1848 in ganz Deutschland Hunderte ähnlicher Zeitungen aus dem revolutionären Boden. Und die meisten von ihnen teilten das Schicksal des ›Organs der Demokratie‹, nach kurzer Zeit, höchstens zwei oder drei Jahren, wieder eingestellt zu werden. Allein in Berlin gab es eine Flut von Neugründungen mit Titeln wie ›Reform‹, ›National-Zeitung‹, ›Das

Volk«, ›Volksstimme«, ›Arbeiterzeitung«, ›Trompete«, ›Volksfreund« usw. Und auch in der deutschen Provinz blühte die Presse mit der März-Revolution auf:

Allerorten verbreiten die demokratischen Vereine für die lokalen Interessen kleine Zeitungen, die mit dem Sieg der Reaktion wieder verschwinden: z. B. das »Bürgerblatt« in Emmerich, die »Bürger-Zeitung« in Rudolstadt, die »Demokratische Zeitung für Westfalen« und die »Westfälische Volks-Halle« in Münster, der »Deutsche Redner für Recht und Freiheit« in Bochum, das »Deutsche Bürgerblatt« in Siegen, die »Essener Volks-Halle«, »Der freie Staatsbürger« in Nürnberg [...], um nur einige zu nennen. Die hier erwähnten Titel sind zugleich typisch für die damals bevorzugten Namen. (Koszyk 1966, S. 114)

Obwohl das Spektrum dieser Blätter das Spektrum der in der Paulskirche vertretenen politischen Parteien und Richtungen von den Radikaldemokraten über die Linken und Liberalen bis zu den Nationalkonservativen spiegelt, bemerkt Kurt Koszyk dazu: »Indem wir diese Titel aufzählen, erkennen wir zugleich, wie schematisch und im Grunde inhaltslos die damaligen Richtungsangaben waren. Die Presse nahm Partei, aber sie hatte noch keine Parteien hinter sich.« (Koszyk 1966, S. 155)

Vor allem weist Koszyk aber auf eine andere gemeinsame Schwäche dieser Blätter hin, indem er durchblicken lässt, worauf die Kurzlebigkeit der publizistischen Blüte von 1848 zurückzuführen war:

Allerdings zeugte die [...] Flut von neuen Zeitungen weniger von einem gesunden politischen Leben als von einem ungesunden publizistischen Eifer. Verleger und Redakteure wußten nicht, wie die Freiheit zu nutzen war und welche Verfassung des Landes aus dem Umsturz hervorgehen sollte. Da wurden Hoffnungen geweckt und gefördert, die selten vor der Realität bestanden. (Koszyk 1966, S. 110)

Viele Neugründungen sind nicht nur an der Restauration von 1849 gescheitert, sondern vor allem daran, dass ihre Verleger und Redakteure die *politischen Informationsbedürfnisse* der Leser *überschätzt* hatten. Offenbar ist das ein für gesellschaftliche Umbrüche typisches Muster, das wir Deutsche zuletzt 1990 in der DDR beobachten konnten. Auch dort war die publizistische Blüte, die die neue Freiheit hervortrieb, von sehr kurzer Dauer, was nicht allein mit der Marktmacht der westdeutschen Medienkonzerne erklärt werden kann, sondern auch mit den Illusionen der Gründer über das politische Engagement und Interesse ihrer Leser.

Dasselbe Phänomen wurde schon für zahlreiche andere Beschleunigungsphasen beschrieben, etwa die Zeit nach Francos Tod in Spanien oder das Urbild aller modernen Umwälzungen, die französische Revolution von 1789. Journalisten, die die Bedürfnisse ihres Publikums realistisch einschätzen wollen, tun gut daran, dies historische Muster im Bewusstsein zu halten und sich von der Euphorie sozio-politischer Beschleunigung nicht über die Beharrlichkeit von Unterhaltungswünschen und anderen berechtigten Publikumsbedürfnissen jenseits der Politik hinwegtäuschen zu lassen.

V. Gegenwärtiger Medienwandel und allmähliche  
Reliterarisierung des Journalismus

Der Medienwandel seit Mitte der achtziger Jahre ist bekanntlich nicht zuletzt ein Prozess der Kommerzialisierung, in dessen Verlauf die Konkurrenz der redaktionellen Produkte um Aufmerksamkeit und Zahlungsbereitschaft des Publikums sich verschärft. Um in dieser Konkurrenz zu bestehen, bietet sich die unterhaltsame Ästhetisierung der Information mit Hilfe von Mitteln an, die in der fiktionalen Literatur seit jeher angewandt werden. Die Tendenz zum Infotainment wurde bisher vor allem beim Medium Fernsehen beschrieben, analysiert (vgl. Wittwen 1995) und oft genug als Verfall des professionellen Journalismus beklagt. Neuerdings melden sich allerdings auch Stimmen zu Wort, die die Inszenierung der Fernsehinformation mit den traditionellen Mitteln des Theaters als *Diskurselement* ernst nehmen und mit den normativen Aspekten demokratischer Öffentlichkeit zu vereinbaren suchen (vgl. Meyer/Ontrup/Schicha 2000).

Bemerkenswert, wenngleich bisher kaum bemerkt, ist überdies, dass sich auch in der Qualitätspresse seit einiger Zeit eine Reliterarisierung des Journalismus andeutet, der bisher auf nicht-fiktionales Melden, Berichten, allenfalls noch Erörtern beschränkt war. Betrachten wir beispielsweise einige Titelblätter der renommierten Wochenzeitung »Die Zeit« aus dem Jahre 1998. Man findet da den üblichen Leitartikel mit der Erörterung eines aktuellen politischen Themas oben auf der Seite, unten dagegen, im Souterrain, gelegentlich auch fiktionale Texte, am 3. Dezember 1998 beispielsweise die Satire eines Gesprächs zwischen Bundeskanzler Gerhard Schröder und seinem Vorgänger Helmut Kohl im Garten des Palais Schaumburg:

Die beiden stehen vor dem schweren Eisengittertor und blicken hinaus auf die Adenauerallee.

Kohl: Erinnern Sie sich an das Lachen?

Schröder: Welches Lachen?

Kohl: In jener Nacht, als Sie hier standen, ich meine, auf der anderen Seite des Tores, und gerüttelt haben, da war ich erst ein paar Wochen im Amt, wie Sie jetzt. Damals ging ich auch spazieren und hab' Sie beobachtet, wie Sie riefen ›ich will hier rein‹, und 'tschuldigung – ich mußte einfach lachen (fängt an zu kichern). Haben Sie das wirklich nicht gehört, wie ich gelacht habe? (Lacht immer lauter) Gebrüllt habe ich vor Lachen! Das haben Sie nicht gehört?

Schröder: Nein.

Kohl: Das gibt's doch gar nicht!

Dieser Text war mit dem echten Autorennamen Jochen Buchsteiner gezeichnet. Ein halbes Jahr vorher hatte *Die Zeit* in derselben Aufmachung auf dem Titelblatt einen fiktiven Brief des Kanzlerkandidaten Gerhard Schröder veröffentlicht, in dem dieser *scheinbar*, mit den Lesern plaudernd und dadurch



das Image des an Sachfragen desinteressierten Populisten bestätigend, um Wählerstimmen warb (vgl. *Die Zeit*, Nr. 30, 16.7.1998). Zumal dieser Brief mit dem Namen des vorgeblichen Absenders Gerhard Schröder gezeichnet war und die Redaktion den echten Autor Jochen Buchsteiner nur in Klammern als Mitarbeiter erwähnt hatte, hielten manche Leser ihn offenbar für echt. Jedenfalls erhielt die Zeitung Zuschriften, in denen etwa ernsthaft die Inhaltsleere der Selbstdarstellung des Kandidaten bemängelt wurde, so dass sich die Redaktion veranlasst sah, in der nächsten Ausgabe eine Klarstellung einzurücken, in der sie – wiederum in ironisch distanzierter Form – auf den fiktional-satirischen Charakter des Beitrags hinwies (vgl. *Die Zeit*, Nr. 31, 23.7.1998).

Offenbar war die Redaktion der *Zeit* bei ihrem vor dem Hintergrund des Medienwandels beschleunigten Reliterarisierungsexperiment in unvertrautem Gelände noch etwas desorientiert gewesen und hatte ihrem Lesepublikum zu viel Unterscheidungsfähigkeit zugetraut. Jedenfalls wurde hier übereilt ein Standard verletzt, der beizubehalten ist, auch wenn die Trennung von Information und Fiktion als Kriterium der Abgrenzung des Journalismus von der Literatur aufgegeben wird. Fiktionalität, die für das Publikum nicht als solche kenntlich ist und einen Anspruch auf Authentizität erhebt, bedeutet *Fälschung*.

Manche Hüter der Professionalität kritisieren das Eindringen des Fiktionalen in den Journalismus radikal. Frank Schirmmacher, Mitherausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, geißelt beispielsweise die historischen Fernsehserien Guido Knopps über den Nationalsozialismus mit diesem Argument als Ende des Journalismus überhaupt: »Es geht jetzt alles durcheinander, nicht nur Fiktion und Dokumentation, Text oder Musik, sondern auch die Linearität des dokumentarischen Erzählens.« (Schirmmacher 1998)

Ist das Verbot des Fiktionalen tatsächlich konstitutiv für den Journalismus? Galt dieses Kriterium der Unterscheidung von Journalismus und Literatur schon immer? Mit diesen durch den allmählichen Medienwandel aufgeworfenen Fragen im Kopf fällt mir an der *Neuen Rheinischen Zeitung* ganz anderes auf als vor dreißig Jahren.

## *VI. Die Revolutionspublizistik von 1848 und ihr Reichtum an Darstellungsformen*

Man kann das Titelblatt der ersten Ausgabe der *Neuen Rheinischen Zeitung* heranziehen, um die durch zunehmendes Infotainment und Reliterarisierung des Qualitätsjournalismus aufgeworfenen Fragen zu beantworten. Die Seite ist ähnlich aufgebaut wie die Frontseiten der *Zeit* vom Juli oder Dezember 1998: oben ein nicht-fiktionaler Bericht und Leitartikel von Friedrich Engels über die in ihre Verfahrensfragen verliebte Paulskirche, aus dem ich oben zitiert habe. Und unter dem Strich ein satirisch-fiktionaler Text des Feuilleton-Redakteurs Georg Weerth aus der Serie, die uns als Buch mit dem Titel

*Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben* geläufig ist (vgl. Weerth 1972), die aber auch schon in der *Neuen Rheinischen Zeitung* unter dieser Überschrift stand. In dem an prominenter Stelle gedruckten Gespräch zwischen dem fiktiven Handelsherrn Preiss, dessen Ähnlichkeit mit realen Personen der damaligen Zeit keineswegs zufällig war (Weerth hatte einen in Köln als Handelsherrn tätigen Onkel als Vorbild genommen), und seinem schnupfenden Buchhalter ging es um die Sorge ehrbarer Kaufleute, welche Auswirkungen die Revolution auf ihre Geschäfte haben würde:

»Ich kann Ihnen versichern«, sprach der Herr Preiss weiter, »nichts auf der Welt konnte mir ungelegener kommen als diese Revolution.«

»Die verfl...Revolution!« hätte der Herr Lenz beinahe gesagt.

»Wahnsinn ist es, nichts als Wahnsinn!« Froh und glücklich lebten wir dahin. Ein lauterer Bach war unser Leben, kaum getrübt von einer Fallite. Ruhig schlafend bei Nacht, gestärkt erwachend am Morgen, taten wir, was Gott gebot und unser eigenes Interesse. [...] Segen folgte unserm Beginnen wie das Ende dem Anfang. Manchmal waren's 20 Prozent; manchmal darüber [...]. Ruhig gaben wir Kredit, wie uns selbst kreditiert wurde von Bankier zu Bankier. Gab es Gefahr, da mahnten wir stark, aber immer mit Anstand. Vertrauen genossen wir, Vertrauen gaben wir. Wir zahlten stets so spät als möglich, aber immer in Zeiten [...]. Trotzend der Konkurrenz, überwandten wir vieles. Leuchtend lag die Zukunft vor uns – da schlägt die verfluchte Revolution hinein!«

»Und unsre Bons auf die Insel Sandwich fallen auf Null«, unterbrach der Buchhalter mit Schwermut.

»Ja, da schlägt die Revolution hinein, wie der Hagel in ein Kartoffelfeld, wie der Blitz in den Spinat!« (Weerth 1972, S. 96 f.)

In der *Zeit* wird es 150 Jahre später um die Sorgen eines fiktiven neuen Bundeskanzlers gehen, dessen Ähnlichkeit mit dem real existierenden Bundeskanzler ebenfalls nicht zufällig ist. In beiden Fällen geht es um die Darstellung gesellschaftlich höchst relevanter innerer Befindlichkeiten, an die ein auf dass Nicht-fiktionale beschränkter Journalismus gar nicht herankäme. Was ist informativer: ein authentisches Interview mit einem Wirtschaftsboss oder Politiker, der dabei sein Inneres verschlossen hält, oder der Versuch, dieses Innere mit Hilfe journalistischer Fantasie so plausibel wie möglich zu erschließen, was eine fiktionale Darstellungsweise notwendig macht? Ein Journalismus, der sich diese Darstellungsweise verböte, verzichtete jedenfalls auf eine Darstellungsweise, die sowohl publikumsattraktiv ist als auch erlaubt, an sonst verschlossene Realitäten wie innersubjektive Befindlichkeiten, von Institutionen geheim Gehaltenes oder lückenhaft Überliefertes heranzukommen.

Verzichtet der Journalismus nicht auf diese Möglichkeit, sollte dem Publikum der Unterschied zwischen fiktionaler und nicht-fiktionaler Darstellung allerdings unmissverständlich deutlich gemacht werden. Der *Zeit* sind bei ihren Innovationen, die an den literarischen Journalismus der 48er-Revolution und der Aufklärungsepoche anknüpfen, bedenkliche Fehler unterlau-

fen, weil sie aufgrund der heute schwindenden, aber immer noch vorherrschenden Einengung des Begriffs von Journalismus auf das Trocken-Faktische, Nachrichtliche, allenfalls noch das rational Argumentierende, Kommentarthafte, nicht mehr gewohnt war, mit dieser Problematik umzugehen.

Man muss nicht das Flaggschiff der 48er-Publizistik betrachten, um deren literarischen Formenreichtum zu entdecken, man kann auch in die Provinz gehen. Eine der zahlreichen Zeitungs-Neugründungen der Märzrevolution war der *Homburger Beobachter*, der sich im Untertitel »Ein Volksblatt für Stadt und Land« nannte. Was Marx, Engels und Weerth für Köln und die *Neue Rheinische Zeitung*, das war im reaktionären Kleinstaat Hessen-Homburg, dessen vorsichtiger Landgraf Gustav seinem Völkchen schon am 6. März 1848 Pressefreiheit und eine Verfassung versprochen hatte, der ortsansässige Drucker und Buchhändler Louis Schick. Auch der demokratisch gesinnte Gründer in der Provinz verstand sein Blatt schon als eine Art vierter Gewalt, deren Aufgabe es sei, »Mängel und Gebrechen aufzudecken; Irrtümer belehren und bekehren zu helfen; staatliche und gemeinheitliche Einrichtungen in den Kreis der öffentlichen Besprechungen mit aufzunehmen, Verbesserungen vorzuschlagen« (*Homburger Beobachter*, Nr. 1, 14. Juni 1848). »Deutsche Brüder und Mitbürger!« – so redete der Verleger und Redakteur in einer Person sein Publikum an und ließ auf diese Weise die revolutionäre Forderung nach nationaler Einheit durchklingen.

Bei aller politischen Programmatik, die in den Beschleunigungsjahren nach 1968 im Vordergrund des Interesses an der Publizistik der 48er-Revolution stand, fällt mir heute, vor dem Hintergrund des sich langsam wandelnden Begriffs von journalistischer Professionalität, mit einiger Deutlichkeit auf, dass Schick durchaus auch Freunden »einer unterhaltenden und belehrenden Lecture« (*Homburger Beobachter*, Nr. 1, 14. Juni 1848) etwas bieten und Wissen durch Unterhaltung verbreiten wollte. Das sagt er nicht nur ausdrücklich in der programmatischen Erklärung seiner publizistischen Absichten in der Startausgabe, es wird auch an der Vielfalt der Genres und Stilformen im *Homburger Beobachter* deutlich. Schicks Leser fanden dort nicht nur Nachrichten, vermischte Meldungen und Berichte, sondern auch zahlreiche – teilweise fiktive – Gespräche und Reportagen, Analysen, Kommentare, Glossen und sogar Gedichte. Schon die Startausgabe enthielt auch eine Satire unter dem Titel »Der neue deutsche Philister«:

Diese Spezies der großen Menschen-Menagerie des Vaterlandes ist ungemein verbreitet. Der eine Philister ist immer dummer als der andere: dies ist ihr merkwürdiges Hauptkennzeichen. Außer diesem sind aber noch folgende:

- b) Der Philister ist zufrieden und sieht deshalb nicht ein, wozu Neuerungen sind.
- bb) Der Philister sagt sehr deutlich »Gesegnete Mahlzeit!«
- c) Der Philister hat früher bei dem Worte Freiheit etwas Angenehmes empfunden; er hat sogar verbotene Bücher gelesen [...] nachdem die Freiheit aber angebrochen, ist sie ihm viel zu unruhig.[...]
- g) Der Philister hält dieselbe Zeitung, welche sein Vater gehalten hat.

- i) Wenn der Philister von einer Volksversammlung hört, so vergräbt er sein Geld.
- ii) Er hätte übrigens, wie er zu seiner Frau äußert, Nichts dagegen, wenn seinem reichen Concurrenten einmal die Fenster eingeworfen würden.
- k) Er nennt Jeden Ausländer, der nicht ›im Orte‹ geboren ist.

Erst von der Epoche einer gemächlichen Pluralisierung und Kommerzialisierung der Medien aus macht der Rückblick auf die Publizistik der Beschleunigungsjahre 1848/49 deutlich, dass journalistische Professionalität nicht bedeuten muss, Fiktionalität oder Satire zu meiden. Erst heute erkenne ich an dieser Publizistik, dass Journalismus seinem Wesen nach keineswegs identisch ist mit der Beschränkung aufs identifizierbar Faktische, sondern dass die Beschränkung aufs identifizierbar Faktische vielleicht sogar nur zu einem Durchgangsstadium der Berufsentwicklung gehört, das wir am Beginn des 21. Jahrhunderts zu überwinden im Begriffe sind, indem wir uns wieder für eine größere und farbigere Palette von Darstellungsformen öffnen, als sie der nüchterne Nachrichten- und Kommentarjournalismus kennt. Jedenfalls sind die Texte des Feuilletonredakteurs Georg Weerth aus der *Neuen Rheinischen Zeitung* brauchbar, um eine Diskussion darüber auszulösen, ob Fiktionalität und Satire zum Journalismus gehören oder nicht.

#### *VII. Beschleunigung und Verlangsamung als Faktoren historischen Erkennens und Erzählens*

Bisher habe ich am Beispiel des eigenen Umgangs mit der 48er-Publizistik gezeigt, wie das Tempo der erlebten Gegenwart dafür prädestinieren kann, nur eine entsprechende Dynamik der Vergangenheit wahrzunehmen. Aus einem schnell fahrenden Zug lässt sich nur ein ebenso schnell und in gleiche Richtung fahrender Zug auf einem Parallelgleis beobachten, mit sehr unterschiedlicher Geschwindigkeit fahrende Züge huschen aneinander vorbei und lassen kaum eine wechselseitige Beobachtung zu.

Mit dem Stichwort *Wechselseitigkeit* kommt der alltagspraktische Sinn des historischen Erkennens in den Blick. Schon Friedrich Nietzsche (vgl. Nietzsche 1937), aber auch ein aktueller Theoretiker des historischen Erzählens wie Jörn Rüsen (vgl. Rüsen 1990) haben darauf hingewiesen, dass wir uns mit der Vergangenheit nicht um ihrer selbst willen befassen, sondern um die Gegenwart zu verstehen und um uns in ihr und in der Zukunft zu positionieren. Der Sinn des historischen Erzählens ist die Verschmiedung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem Zeitkontinuum, das das beklemmende Bewusstsein von der Begrenztheit der individuellen Existenz aufsprengt und diese erträglicher macht. Die Besinnung darauf, warum wir uns überhaupt erinnern, warum wir uns Vergangenes präsent halten, sucht der Nutzlosigkeit einer positivistisch betriebenen Geschichtsforschung entgegenzuwirken, die die Vergangenheit als abgeschlossen und abgelebt betrachtet.

Vor diesem Hintergrund erhebt sich nicht nur die Frage, welche Merkmale der Vergangenheit wir aufgrund von Strukturähnlichkeiten mit der Gegenwart erkennen (können), sondern darüber hinaus das umfassendere Problem, wie menschliches Bewusstsein die Vergangenheit mit der Gegenwart und die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft. Nietzsche und Rösen unterscheiden in unterschiedlichen Termini im wesentlichen drei Modi, in denen dies geschieht: Den *genetischen*, bei der die Gegenwart als aus der Vergangenheit hervorgegangen interpretiert wird, den *analogen*, bei dem nach Ähnlichkeiten zwischen Vergangenheit und Gegenwart gesucht wird, und den *kritischen*, bei dem die Vergangenheit in Kontrast zur Gegenwart gestellt wird.

Im Wandel meines Interesses an der 48er-Publizistik über drei Jahrzehnte kommen alle drei Grundmodelle des historischen Erzählens vor: Im Falle der deutschen Demokratiedefizite, auf die sich das Interesse in den siebziger Jahren konzentrierte, ist das hergestellte Zeitkontinuum genetisch, Defizite der Vergangenheit haben sich, so der zentrale Gesichtspunkt, bis in die Gegenwart fortgesetzt. Bei der Überschätzung der politischen Publikumsbedürfnisse durch die Publizistik von Umbruchepochen wie der 48er-Revolution stellt sich der zeitliche Zusammenhang durch Analogiebildung her. Und die Einsicht in den Genrereichtum des 48er-Journalismus taugt als historischer Kontrast, um die Beengtheit des heute allmählich zurückweichenden harten Nachrichtenjournalismus zu reflektieren.

In dieser umfassenderen Perspektive treten neben der durch Strukturmerkmale wie Beschleunigung oder Verlangsamung hergestellten Ähnlichkeit weitere Bezüge zwischen der Gegenwart seit 1968 und der Epoche der März-Revolution hervor, mit denen sich erklären lässt, warum wir manches an der Vergangenheit erkennen und anderes nicht, die aber auch Möglichkeiten der Gegenwartsdeutung unter Zuhilfenahme der Vergangenheit anbieten. Für die genetische Konstruktion des Zeitkontinuums spielen Strukturähnlichkeiten nur dann eine Rolle, wenn es sich um die *Kontinuität* von Phänomenen handelt, was hinsichtlich der Tradition deutscher Demokratiedefizite der Fall ist. Wenn die genetische Beziehung zwischen Gegenwart und Vergangenheit dagegen über den *Wandel* von Phänomenen hergestellt wird, ist das Moment der Ähnlichkeit etwa bei Strukturmerkmalen wie Beschleunigung oder Verlangsamung dagegen obsolet.

Für die kritische Konstruktion eines Kontinuums von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind Ähnlichkeiten insofern bedeutsam, als gerade eine maximale *Unähnlichkeit* hierbei zu Einsichten am Vergangenen oder Deutungen des Gegenwärtigen verhilft. Dass wir Illusionen der Publizistik beschleunigter Umbruchepochen gerade in Zeiten eines gemächlichen Medienwandels identifizieren, ist ein kritischer Umgang mit Vergangenheit, der durch eine Strukturähnlichkeit mit umgekehrtem Vorzeichen stimuliert wird.

Nur im *analogen* Modell der Kontinuitätskonstruktion kommt das Moment der Ähnlichkeit systematisch und ungebrochen zum Tragen. Wenn von

1998 aus nicht mehr die aktuelle sozio-politische Programmatik der 48er-Publizistik wahrgenommen wird, sondern die mittlerweile reduzierte, nach 150 Jahren allmählich wieder zunehmende Vielfalt der journalistischen Darstellungsformen, dann hat das gegenwärtige Epochenmerkmal der Verlangsamung über das Strukturprinzip Ähnlichkeit zu dem Wissen verholten, dass es auch in Beschleunigungsepochen langsame Grundströmungen der sozio-kulturellen Entwicklung gibt, die langfristig oft wichtiger und folgenreicher sind als das, was für das beschleunigte Bewusstsein der Umbrüchepoche selbst im Vordergrund steht.

### *Summary*

Acceleration and Slowing Down in Historical Perception. Journalism  
During the German Revolution of 1848 in Perspectives of 1968 and 1998

The example of the »Neue Rheinische Zeitung« from 1848/49 demonstrates how historical perception may change depending on contemporary conditions. 1848 and 1968 were years of political acceleration in which social and cultural tensions discharged, which had been building up in decades. Because of those structural similarities in the years after 1968 those characteristics of 1848 journalism were perceived which dealt with social tensions and their political discharge.

1998 on the other hand was a year of slow changes in journalism and its professional standards, for example a careful re-literalisation of high quality journalism. From this position we can make out more the literary than the political characteristics of 1848 journalism.

### *Literatur*

- Fetscher, Iring (Hg.) (1969): *Karl Marx/Friedrich Engels: Pressefreiheit und Zensur*, Wien: Europäische Verlagsanstalt/Europaverlag.
- Hömberg, Walter (1975): *Zeitgeist und Ideenschmuggel. Die Kommunikationsstrategie des Jungen Deutschland*, Stuttgart: Metzler Verlag.
- Koszyk, Kurt (1966): *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Geschichte der deutschen Presse*, Bd. II, Berlin: Berliner Colloquium-Verlag.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1971): *Die Revolution von 1848. Auswahl aus der »Neuen Rheinischen Zeitung«. Mit einer Vorbemerkung von Kurt Hager*, Berlin: Dietz. (Bücherei des Marxismus-Leninismus).
- Meyer, Thomas/Ontrup, Rüdiger/Schicha, Christian (2000): *Die Inszenierung des Politischen. Zur Theatralität von Mediendiskursen*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Nietzsche, Friedrich (1937): *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*. Hans Freyer (Hg.), Leipzig: Insel.

- Rüsen, Jörn (1990): *Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens*, Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Schirmacher, Frank (1998): »Hitler, nach Knopp. Enthusiasmus des Bösen. Die neue Ästhetik des ZDF«, in: *Frankfurter Allgemeiner Zeitung*, 18.4.1998, S. 35.
- Weerth, Georg (1972): *Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben*. Mit 14 Holzstichen von Heiner Vogel, Leipzig: Insel.
- Wittwen, Andreas (1995): *Infotainment. Fernsehnachrichten zwischen Information und Unterhaltung*, Berlin u. a.: Peter Lang. (Zürcher Germanistische Studien, Bd. 43)

**Zeitschrift für  
Literaturwissenschaft und Linguistik**

*Gefördert aus Mitteln der Universität Gesamthochschule Siegen*

**Heft 123**

**Beschleunigung**

Herausgeber dieses Heftes:

Ralf Schnell

Verlag J.B. Metzler  
Stuttgart · Weimar



#### **Adressen der Herausgeber**

Prof. Dr. Wolfgang Haubrichs, Universität des Saarlandes, Fachrichtung 4.1. – Germanistik, Postfach 11 50, D-66041 Saarbrücken, E-mail: w.haubrichs@rz.uni-sb.de  
Prof. Dr. Wolfgang Klein, Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, Postfach 11 42, D-47559 Kranenburg, E-mail: wolfgang.klein@mpi.nl  
Prof. Dr. Brigitte Schlieben-Lange (†), Universität Tübingen, Romanisches Seminar, Wilhelmstr. 50, D-72074 Tübingen  
Prof. Dr. Ralf Schnell, Universität Gesamthochschule Siegen, Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften, Postfach 10 12 40, D-57068 Siegen, E-mail: schnell@germanistik.uni-siegen.de

#### **Adressen der Autorinnen und Autoren**

Prof. Dr. Peter Gendolla, Universität-Gesamthochschule Siegen, FB 3, Literatur-Kunst-Neue Medien, D-57068 Siegen, Email: peter@likumed.fb3.uni-siegen.de  
Dr. Dr. Rolf H. Krauss, Heusteigstr. 37, D-70180 Stuttgart, Email: rhkrauss@t-online.de  
PD Dr. Angela Krewani, Kuhnstr. 7, D-70190 Stuttgart, Email: Krewani@anglistik.uni-siegen.de  
PD Dr. Rainer Leschke, Universität-Gesamthochschule Siegen, FB 3, Medien-Planung, -Entwicklung und -Beratung, D-57068 Siegen, Email: Leschke@medien-peb.uni-siegen.de  
Prof. Dr. Horst Pöttker, Universität Dortmund, Institut für Journalistik, D-44221 Dortmund, Email: Poettker@ifj.fb15.uni-dortmund.de  
Lars Rademacher, Lutherstr. 19, 30171 Hannover  
Bettina Schubarth M.A., Kreittmayrstr. 1, D-80335 München, Email: Bettina.Schubarth@t-online.de  
PD Dr. Yvonne Spielmann, Maria-Hilf-Str. 3, D-50677 Köln, Email: Spielmann@sfb240.uni-siegen.de  
Dr. Philippe Viallon, Hessenallee 4, D-14052 Berlin, Email: Viallon@t-online.de

#### **Hinweise für die Autorinnen und Autoren**

In LiLi erscheinen nur Originalbeiträge. – Manuskripte werden an einen der Herausgeber erbeten. Dem Manuskript beigelegt sein soll ein besonderes Blatt mit dem Titel des Beitrages in englischer Übersetzung und einer Zusammenfassung in englischer Sprache (nicht mehr als 250 Wörter). Ein Merkblatt für die Einrichtung der Manuskripte ist bei einem der Herausgeber erhältlich. – Der Wiederabdruck von Beiträgen ist frühestens ein Jahr nach der Veröffentlichung möglich. – Die Herausgeber bitten um Verständnis dafür, daß wegen der thematischen Bindung der Hefte gelegentlich Verschiebungen in den vorgesehenen Publikationszeiten notwendig werden können. – Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beilieg. – Jeder Verfasser erhält von seinem Beitrag 30 kostenlose Sonderdrucke. – Neu erschienene Bücher aus dem Interessengebiet sind an die Herausgeber zu schicken. Sie werden dort unter der Rubrik »Eingesandte Literatur« im jeweils nächsten Heft aufgenommen und, soweit geeignet, in einem der Sammelreferate besprochen. Eine Verpflichtung zur Besprechung besteht nicht.

## Inhalt

<i>Ralf Schnell</i> Einleitung – Introduction .....	5
<i>Rolf H. Krauss</i> »Reisen im neuen Styl«. Die Eisenbahn im Werk Friedrich Wilhelm Hackländers (1816–1877) .....	9
»Reisen im neuen Styl«. The Railway in the Works of Friedrich Wilhelm Hackländer (1816–1877)	
<i>Horst Pöttker</i> Beschleunigung und Verlangsamung als Faktoren historischer Wahrnehmung. Die Publizistik der März-Revolution aus den Perspektiven von 1968 und 1998 .....	32
Acceleration and Slowing Down in Historical Perception. Journalism During the German Revolution of 1848 in Perspectives of 1968 and 1998	
<i>Philippe Viallon</i> Das Fernsehen als Katalysator der Bewegung oder die Postmodernität des sportlichen Ereignisses .....	47
TV as a Katalyst of Movement	
<i>Yvonne Spielmann</i> »Avantgarde« im Zeitalter der Digitalisierung .....	59
Is there an Avantgarde in Digital Arts?	
<i>Angela Krewani</i> Multimediale Praxis und anachronistische Theoriebildung? Zu einigen Aporien der Film-, Fernseh- und Medienwissenschaft .....	73
Bridging the Gap: Between Media Pragmatics, Film Theory and Television Studies	
<i>Rainer Leschke</i> »Zwischenraum, um Durchzuschauen«. Anmerkungen zur Paradigmenbildung der Medientheorie .....	85
The Transparency of the Interface. Annotations to the Change of Paradigms in Media Theory	
<i>Peter Gendolla</i> Abschweifen und Herumtrödeln. Zeitwahrnehmung durch Literatur ...	104
Digressing and Dawdling. The Perception of Time in Literature	

**Labor**

*Bettina Schubarth*

»Das hohe Lied des Nihilismus singen.« Ironie in Martin Walsers  
Friedenspreisrede..... 123

*Lars Rademacher*

Was sind und wo stehen die Medien- und Kommunikations-  
wissenschaften? ..... 138

**Veranstaltungshinweise** ..... 150

**Eingesandte Literatur** ..... 154

**Impressum** ..... 156